

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** - (1927)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Seiten aus meinem Leben  
**Autor:** Schaljapin, F.I.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758328>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Seiten aus meinem Leben

Von F. I. Schaljapin

Deutsch von L. S. Bagdasarianz

Fjodor Schaljapin, Rußlands großer Sänger und Mime, hat sich mit seiner Autobiographie *Seiten aus meinem Leben* der Öffentlichkeit als Schriftsteller vorgestellt. Das Büchlein erschien vor etwa Jahresfrist im russischen Staatsverlag. Im folgenden geben wir daraus einige Abschnitte wieder.

Ich erinnere mich bis zu der Zeit zurück, da ich fünf Jahre alt war.

An einem dunkeln Herbstabend sitze ich auf dem Hängeboden beim Müller Tichon Karpowitsch im Dorfe Ometjewo bei Kasanj, hinter der Sukonn'schen Ansiedlung. Kirillowna – des Müllers Frau – meine Mutter und zwei, drei Nachbarinnen spinnen in der halbdunkeln Stube, die vom flackernden trüben Licht des Kienspans erhellt wird. Der Kienspan steckt in einem eisernen Halter – dem Schleißstock; die abgebrannten Kohlen fallen in ein Gefäß mit Wasser und zischen und seufzen, an der Wand aber kriechen Schatten, als hinge jemand Unsichtbarer schwarzen Tüll auf. Der Regen rauscht hinter den Fenstern, im Ofenloch stöhnt der Wind.

Die Frauen spinnen und erzählen sich leise schaurige Geschichten, wie nachts zu jungen Witwen Tote fliegen – ihre Männer. Da fliegt der verstorbene Gatte als feurige Schlange her, sprüht über dem Kamin der Hütte in einer Funkengarbe auf und erscheint dann plötzlich im Ofenloch in der Gestalt eines kleinen Spatzes, um sich schließlich in den Geliebten zu verwandeln, nach dem die Frau sich sehnt. Sie küßt ihn, herzt ihn, doch wie sie ihn umarmen möchte, da bittet er sie, seinen Rücken nicht zu berühren.

« Und das tut er deshalb, meine Lieben, » erklärte die Kirillowna, « weil er keinen Rücken hat, nur grünes Feuer statt dessen, und dazu noch solches Feuer, daß, wollte man hinfassen, es den Menschen mitsamt seiner Seele verbrennen würde... »

Zu einer Witwe aus dem Nachbardorf pflegte lange Zeit solche Feuer-  
schlange zu fliegen, bis die Witwe anfang auszutrocknen und tiefsinnig wurde. Dies bemerkten die Nachbarn, kamen der Sache auf die Spur und befahlen ihr, Lindenzweige im Walde zu sammeln und damit Türen und Fenster, sowie alle Ritzen der Hütte kreuzweise zu belegen.

Das tat sie denn auch, gehorchte den guten Leuten. Die Schlange flog nun daher, aber in die Hütte konnte sie jetzt nicht mehr. Voll Zorn verwandelte sie sich in ein feuriges Roß und sprang mit solcher Wucht gegen das Tor, daß es einen ganzen Flügel zerschlug.

— — — — —  
Alle diese Geschichten regten mich sehr auf: es war gruselig und angenehm zugleich, ihnen zuzuhören. Und ich dachte mir: « Was gibt es doch für wunderbare Geschichten in der Welt. »

Nach diesen Erzählungen hoben die Frauen beim Surren der Spinnrädchen wehmütige Lieder zu singen an – vom weißen, flockigen Schnee, von des Mädgleins Gram und von der « Lutschinuschka » – dem Kienspanlicht – klagend, daß es so düster brenne. Und in der Tat, es brannte gar nicht hell. Bei den traurigen Worten der Lieder fing meine Seele an zu träumen: ich flog auf feurigem Roß über der Erde, jagte dahin durch Felder und flockigen Schnee. Ich malte mir den lieben Gott aus, wie er früh morgens die Sonne – den feurigen Vogel – aus dem goldenen Käfig läßt, weit in den blauen Himmel hinein.

« Es ist spät, schon Zeit, daß Iwan bald käme! » hörte ich im Schlummer die Stimme der Mutter.

Iwan – das ist mein Vater. Er pflegte gegen Mitternacht nach Hause zu kommen, trank um sieben Uhr morgens Tee und begab sich dann zur « Sitzung ». <sup>1)</sup> Das Wort « Sitzung » erschreckte mich immer, es erinnerte mich an Gericht, an Richter; vom Gericht hatte ich aber bereits nicht wenig Schreckliches gehört. Später erfuhr ich, daß « Sitzung » das – Landwirtschaftliche Bezirksamt war, wo mein Vater als Schreiber diente.

Zum Verwaltungsgebäude waren es von unserem Dorf ungefähr sechs Werst. Der Vater ging auf neun Uhr morgens zur Arbeit, kam um vier Uhr zum Mittagessen heim und begab sich dann um sieben Uhr, nachdem er Tee getrunken und sich ausgeruht hatte, wieder zur Arbeit, bis Mitternacht.

Einmal bemerkte ich, daß der Vater seit bereits zwei Tagen nicht nach Hause gekommen war; die Mutter befand sich in großer Aufregung. Am dritten Tage erschien er betrunken, und die Mutter empfing ihn mit Tränen und Vorwürfen.

---

<sup>1)</sup> Das russische, hier frei mit « Sitzung » wiedergegebene « prisutwie » heißt etwa « Anwesenheit », « Präsenz ». Die erste Silbe bedeutet « vor », die zweite, « sut » = « sein » lautet wie « sud » = « Gericht »; so weckt das Wort im kleinen Schaljapin die Vorstellung « vor Gericht ».

« Was soll nun geschehen, wovon werden wir leben? » fragte sie voll Angst und Kummer.

Da war es unheimlich und beleidigend zu hören, wie der Vater die Mutter mit schamlosen Worten der Straße beschimpfte und sie anschrie: « Laß mich in Ruh, scher dich zum Teufel, laß mich leben! Überdrüssig bin ich euer geworden, kenne die ganze Zeit nichts als Arbeit. Muß mich doch auch einmal etwas lustig machen! »

Da begriff ich, daß Vater zur « Sitzung » arbeiten geht, und daß er den Monatslohn vertrunken hatte, wie das viele der Angestellten taten! Ich begriff zugleich, daß auf Vaters Verdienst unser ganzes Leben aufgebaut war. Mit seinem Geld also kaufte die Mutter Gurken, Kartoffeln, machte aus braunem zerstoßenem Zwieback oder aus kleinen harten Brotstückchen die schmackhafte « Muru », eine kalte Suppe aus Kwas, Zwiebeln, Salzgurken und Hanföl. Und mit Vaters Geld also kochte sie einmal im Monat « Peljmenij », die Fleischklöße, die ich so gerne esse und stets ungeduldig erwarte, obschon ich genau weiß, daß man sie nur einmal im Monat kriegt, « nach dem 20. ».

Von dem Augenblick an schenkte ich dem Vater mehr Aufmerksamkeit, sei's, daß ich meine Abhängigkeit von ihm empfand, oder vielleicht, weil mich seine Worte beleidigt und eingeschüchtert hatten. Er dagegen betrank sich nun immer öfter, und schließlich geschah das – jeden 20. des Monats.

Anfangs pflegte dieses Datum ohne Streit vorüberzugehen, nur die Mutter weinte leise irgendwo in der Ecke, dann aber behandelte der Vater sie immer roher und schließlich sah ich, daß er sie schlug. Ich schrie laut auf, heulte und sprang ihr zu Hilfe, das konnte ihr aber natürlich nichts nützen. Ich erntete bloß ein paar schmerzhaft Schläge auf Kopf und Hals dafür. Vor den Streichen des Vaters sprang ich zur Seite, kollerte zu Boden, und schließlich blieb mir nichts übrig als mein Schreien und die Tränen. Es geschah einmal, daß der Vater die Mutter bis zur Bewußtlosigkeit schlug; ich war überzeugt, daß sie nun tot sei: sie lag auf dem Koffer in zerrissenem Kleid regungslos da, ohne zu atmen, mit geschlossenen Augen. Nun brüllte ich ganz verzweifelt, da kam sie zu sich, blickte wild und verstört um sich, dann streichelte und liebte sie mich, indem sie ruhig sagte:

« Nun, weine nicht, das tut nichts! » Und wie immer legte sie meinen Kopf auf ihren Schoß und fing an, die Parasiten aus meinem Haar zu entfernen, mich traurig tröstend:

« Was tut denn ein betrunkenener Narr nicht alles? Du, mein Junge aber, sieh nicht auf all dies, sieh nicht, mein Einziger! »

Nach den Prügelszenen begann wieder das alltägliche Leben: der Vater ging wieder regelmäßig in die « Sitzung », die Mutter spann, nähte, flickte und wusch Wäsche. Bei der Arbeit pflegte sie stets Lieder zu singen, sie sang so besonders traurig und verträumt und zugleich doch ganz geschäftig.

In ihrer Jugend muß sie wahrscheinlich eine recht robuste, gesunde Frau gewesen sein, denn jetzt klagte sie oft:

« Ich hätte doch niemals gedacht, daß mir der Rücken weh tun könnte, daß es mir schwer fallen würde, Böden zu scheuern und Wäsche zu waschen! Früher – da wurde ich ohne jede Mühe mit aller Arbeit fertig, aber jetzt – wird die Arbeit mit mir fertig! »

Vom Vater wurde sie oft grausam geschlagen. Als ich mein neuntes Jahr erreichte, trank mein Vater schon nicht mehr am Zwanzigsten bloß, sondern jeden Tag; in jener Zeit schlug er sie besonders oft, sie aber ging damals gerade mit meinem Bruder Wassilij schwanger.

Ich hatte Mitleid mit ihr. Sie war der einzige Mensch, dem ich alles glaubte, und dem ich alles erzählen konnte, was damals mein Herz bewegte.

Während sie mich ermahnte, dem Vater und ihr stets zu gehorchen, impfte sie mir ein, daß das Leben hart sei, daß man arbeiten müsse – ohne Rast und Ruhe – daß dem Armen kein Erfolg blühe! Des Vaters Ratschläge und Befehle müsse man aber genau befolgen, er ist klug – für sie war er der unbestrittene Gesetzgeber. Zu Hause war es bei uns dank Mutters Bemühungen immer sauber aufgeräumt, vor der Ikona brannte das ewige Lichtlein, und gar oft sah ich der Mutter graue Augen klagend und ergeben zu dem Heiligenbild, das von dem sterbenden Flämmchen kaum erhellt war, emporblicken.

Äußerlich aber war die Mutter eine Frau, wie es bei uns in Rußland Tausende gibt: klein von Wuchs, mit weichen Zügen, grauen Augen und blondem, immer glatt zurückgekämmttem Haar – und so bescheiden, so unauffällig sah sie aus.

\*

Mein Vater war ein merkwürdiger Mensch. Hoch von Wuchs, mit eingefallener Brust und gestutztem Bart, sah er gar nicht einem Bauern ähnlich. Er hatte weiches Haar und war stets sehr gut gekämmt – eine so schöne Frisur, wie er sie trug, habe ich seitdem bei niemand gesehen.

Es war mir so angenehm – in Augenblicken gegenseitiger Zärtlichkeiten – sein Haar zu streicheln. Er trug ein Hemd, das die Mutter ihm genäht hatte, mit weichem Ablegkragen und einem Bändchen daran statt einer Krawatte, und später, als die « Fantasihemden » Mode wurden, da ersetzte das Bändchen eine Schnur. Über dem Hemd trug er eine Jacke, an den Füßen geschmierte Stiefel und statt Socken – Fußlappen.

In nüchternem Zustande war er schweigsam, er sagte nur das Allernotwendigste und immer sehr leise, fast im Flüsterton. Mit mir war er zärtlich, aber in Momenten der Aufregung pflegte er mich aus irgendeinem Grunde « Schlitz » zu nennen.

Ich erinnere mich nicht, daß er nüchtern je ein grobes Wort gesagt oder etwas Häßliches getan hätte. Wenn ihn irgend etwas aufregte, dann knirschte er gewöhnlich mit den Zähnen und entfernte sich; alle seine Erregungen verbarg er jedoch bloß bis zu dem Moment, da er betrunken war, dazu brauchte es aber nicht viel bei ihm – nur ein bis zwei Gläschen. Dann sah ich einen andern Menschen vor mir. Der Vater wurde boshaft, fing wegen jeder Kleinigkeit Händel an, und es war unangenehm ihm dann zuzusehen.

Ich empfand überhaupt einen tiefen Abscheu vor Betrunkenen, und vor dem Vater erst recht. Ich schämte mich seiner vor meinen Kameraden, den Straßenjungen, obschon ja die meisten von ihnen auch Trunkenbolde zu Vätern hatten. Das gab mir zu denken. Eines Tages probierte ich etwas Schnaps – es war eine bittere, stinkende Flüssigkeit. Ich begriff, daß es ein Genuß war, Kwas oder kalte, saure Kohlsuppe zu trinken, aber warum trank man dieses Gift? Und ich kam zu dem Schluß, daß die Großen dies als Zeichen des Mutes trinken, und damit sie Lärm machen können. Daß ein betrunkenener Mensch Lärm machen mußte, schien mir ganz selbstverständlich, unvermeidlich. Alle Betrunkenen machten ja Lärm.

Der betrunkene Vater belästigte förmlich jeden Vorübergehenden, der ihm irgendwelche Antipathie einflößte. Erst begrüßte er in solchen Fällen den Unbekannten äußerst höflich und fing mit ihm zu sprechen an, als wäre er ihm sehr wohlgesinnt. Es geschah zuweilen, daß ein anständig gekleideter Herr dann zuvorkommend den Kopf nach ihm wandte, mit liebenswürdigem Lächeln den Worten des Vaters lauschte und ihn aufmerksam fragte:

« Was wünschen Sie? »

Darauf antwortet der Vater plötzlich grob:

« Ich wünsche zu wissen, warum Sie solche Schweinsaugen haben? »  
Oder:

« Schämen Sie sich denn nicht, solch eine äußerst unanständige Fratze herumzutragen? »

Der Vorübergehende fing dann an zu schimpfen, schrie den Vater an, daß er ein Verrückter sei, und eine ebenso unanständige Fratze habe.

Gewöhnlich geschah solches nach dem « Zwanzigsten », dem Tag, den ich am meisten haßte. Am zwanzigsten des Monats vergiftete sich in dem Milieu, in dem ich damals lebte, durchschnittlich fast jeder mit der Wodka und benahm sich wild und ausschweifend. Das waren Tage ununterbrochenen Grauens, wo Leute jedes menschlichen Zeichens entblößt, gedankenlos brüllten, sich prügeln, weinten, im Schmutze rollten, und wo das Leben abscheulich, schrecklich wurde.

Dann lag der Vater ganze Tage auf dem Bett und trank Kwas mit Eis.

« Kwas! »

Etwas anderes hörte man von ihm in jenen Tagen nicht. Sein Gesicht sah gequält aus, die Augen leer und sinnlos. Ich staunte, wieviel er trinken konnte und prahlte vor den Kameraden, daß mein Vater Kwas trinken könne, wie ein Pferd Wasser – einen Eimer, zwei! Sie aber wunderten sich gar nicht darüber, sie glaubten mir, wie es schien.

Nüchtern schlug mich der Vater selten, doch schlug er mich auch dann, und, wie es mir schien, zuweilen ohne jeden Grund. Ich erinnere mich, wie ich einmal einen Papierdrachen fliegen ließ, den ich mir sehr schön mit Klappern und kleinen Schellen verfertigt hatte. Der Drachen verwickelte sich auf dem Wipfel einer hohen Birke, und es tat mir leid, ihn zu verlieren. So kletterte ich auf den Baum, löste den Drachen und fing schon an hinabzusteigen, als ein Ast unter mir brach und ich kopfüber hinunterstürzte. Ich schlug auf dem Dach auf, dann auf dem Zaun und klatschte schließlich mit dem Rücken so gegen die Erde, daß in mir drin sogar etwas krachte. Mit dem zerrissenen Drachen in der Hand blieb ich eine ganze Weile am Boden liegen. Nachdem ich mich aber erholt hatte, trauerte ich erst um das Spielzeug, fand dann aber andere Zerstreungen und vergaß bald alles.

Am Tage darauf, gegen Abend, befahl der Vater:

« Schlitz, mach dich zum Bad fertig! »

Noch heute gehe ich für's Leben gern baden, doch ein Provinzbad ist – eine ganz wundervolle Sache. Besonders im Herbst, wenn die Luft so durchsichtig, frisch ist und etwas nach der schmackhaften

Feuchtigkeit von Pilzen riecht und von jenen Badebesen, die sparsame Leute, nachdem sie sich damit im Dampfe den Leib gut geklopft, nun unter dem Arme nach Hause tragen. An dunkeln, herbstlichen Abenden, von Petrollaternen spärlich erleuchtet, ist es angenehm zu sehen, wie auf der Straße sauber gewaschene Menschen gehen, und wie ein leichter Dampf von ihnen ausströmt; es ist angenehm zu wissen, daß sie zu Hause Tee mit Eingemachtem trinken werden. Ich liebte es doppelt, ins Bad zu gehen, weil man bei uns dann unbedingt Tee mit Eingemachtem trank.

Zu jener Zeit waren die Eltern bereits nach der Stadt gezogen, in die Ssukonn'sche Ansiedlung.

Und nun komme ich also mit dem Vater ins Bad. Er ist ausgezeichnete Laune. Wir kleiden uns aus. Da stößt er mich mit dem Finger in die Seite und fragt unglückverheißend:

« Was ist das? »

Ich sah, daß mein Körper voll blau-gelber Streifen war, wie eine Zebrahaut.

« Das? Ich bin da bloß gefallen, und hab' mir ein bißchen weh getan. »

« Ein bißchen? Warum bist du denn so gestreift? Wo bist du gefallen? »

Gewissenhaft erzählte ich dem Vater alles. Da riß er einige dicke Ruten aus dem Besen heraus und fing an mich damit zu peitschen, indem er immerfort sagte:

« Klettere nicht auf Birken herum, klettere nicht. »

Ich litt nicht so sehr unter den Schmerzen der Streiche, wie vor Scham, hier im Vorraum der Badehalle in Gegenwart aller Leute geschlagen zu werden; das war mir peinlich und beleidigte mich. Die Leute aber freuten sich sehr über die unerwartete Belustigung, sie lachten, ohne irgendwie boshaft zu sein und kicherten über mich, indem sie dem Vater ermunternd zuriefen:

« Gib's ihm nur, gib's ihm! So ist's recht – salz ihm auf! Gerb ihm nur das Fell, so wird es gut. Setz' ihm eins auf, gerade auf die rechte Stelle! »

Im allgemeinen beleidigte es mich nicht sehr, wenn man mich schlug, ich fand das ganz in der Ordnung. Wußte ich doch, daß man in der Ssukonn'schen Ansiedlung alle schlug, Groß und Klein, und man schlug jederzeit, am Morgen wie am Abend. Schläge – das war für mich etwas Gesetzmäßiges, Unentrinnbares. Doch diese öffentliche Strafe

im Badevorraum, angesichts all der nackten Menschen und ihnen zur Belustigung, das hatte mich sehr beleidigt.

In späteren Jahren, als ich bald Zwölf war, fing ich an, mich gegen die Roheit des betrunkenen Vaters aufzulehnen. Ich erinnere mich, wie ihn einst mein Widerstand dermaßen erboste, daß er einen mächtigen Stock ergriff und damit auf mich losstürzte. Da ich fürchtete, er werde mich erschlagen, sprang ich so, wie ich war, barfuß, in Trikot-Unterhosen und in einem Hemdchen auf die Straße und lief, ungeachtet des Frostes – es war gegen 15 Grad Kälte – zwei Stadtviertel weit, um mich bei einem Kameraden zu verstecken. Am nächsten Morgen aber hüpfte ich ebenso barfuß wieder nach Hause zurück. Der Vater war nicht daheim, die Mutter aber, obgleich sie mir recht darin gab, daß ich mich vor den Schlägen geflüchtet hatte, schalt doch, weil ich barfuß im Schnee gelaufen war. Wie sehr ich ihr auch zu erklären suchte, daß ich ja keine Zeit gehabt hatte, die Stiefel anzuziehen, so beruhigte sie sich doch nicht, und ich hätte beinahe auch noch von ihr Prügel gekriegt.

Zuweilen sang der Vater, wenn er betrunken war, in Gedanken versunken, mit hoher, fast weiblicher Stimme, als wär's eine fremde Stimme, die eigentümlich zu seiner Gestalt und zu seinem Charakter paßte; er sang ein Lied, das aus merkwürdig sinnlosen Worten bestand:

Ssikssanikma,  
Tschetwertakma,  
Tasanitma,  
Suleimatma,  
Ussum ta,  
Bischtinikma!  
Dyggin, dyggin,  
Dyggin, dyggin!

Ich konnte mich nie entschließen, ihn zu fragen, was diese verstümmelten, halbtartarischen Worte bedeuteten. Auch konnte ich niemals den Sinn der Redensart verstehen, die er oft brauchte:

«Gott Epimach nimmt's mit Krach!»

Im allgemeinen jedoch sprach der Vater nie von Gott mit mir. Er ging selten zur Kirche, doch betete er dort stets mit großer Wichtigkeit. Während er vor sich hin starrte, bekreuzigte und verneigte er sich selten, aber man fühlte, daß er alle Gebete, die er nur kannte, immer wieder und wieder hersagte. Er wird wohl kaum viele gekannt haben,

ich habe nie gehört, daß er sie je zu Hause betete, beim Schlafengehen oder am Morgen.

Auch in der Kirche sagte er mir nichts, es sei denn, daß er mir von Zeit zu Zeit einen Stoß in den Nacken versetzte, wenn ich, neben ihm stehend, mich etwas zu unterhalten anfang, indem ich die Leute musterte, was für einen Bart der oder jener hatte, welche Nase oder Augen.

«Steh ruhig, Schlitz!» sagte er dann in leisem Flüsterton, indem er mir auf den Schädel klopfte, und ich wurde alsbald still und demütig vor Gott, machte ein heiliges Gesicht wie ein Frommer.

Später, als ich mit dem Vater auf der Kanzlei diente, bemerkte ich, daß auf seinem Pappdeckel immer ein Grab gezeichnet war: ein kleiner Hügel mit einem Kreuz darauf, und unten stand geschrieben: «Hier wird kein Leid mehr sein, keine Trauer, keine Seufzer, nur ewiges Leben.»

\*

Trotz der ewigen Streitigkeiten zwischen Vater und Mutter erschien mir mein Leben zu Hause doch schön. Ich hatte im Dorf viele Kameraden – alles stramme Burschen. Wir konnten ganz geschickt Rad schlagen, kletterten auf Dächer und Bäume, bauten uns Armbrüste, ließen Drachen fliegen. Wir strichen durch Gärten, schüttelten den Samen aus reifem Mohn und aßen ihn, wir stahlen Runkelrüben, Gurken, liefen auf Tennen herum, in Schluchten – überall war es interessant, überall öffnete das Leben mir seine kleinen Geheimnisse, mich lehrend, alles Lebendige zu lieben und zu verstehen.

Ich baute mir hinter dem Gemüsegarten eine Höhle, hier verkroch ich mich und bildete mir ein, ich wäre ganz allein auf der Welt – frei – ohne Vater und Mutter. Dann träumte ich, wie es schön wäre, wenn ich meine eigenen Kühe und Pferde hätte, und überhaupt träumte ich von etwas Kindlich-Unklarem, vom Leben, das einem Märchen glich.

Mit besonderer Freude erfüllten mich die Reigentänze, die zweimal im Jahre – am Ssemik-Tage –, dem siebenten Donnerstag nach Ostern – und an Christi Verklärung bei uns aufgeführt wurden. Dann kamen die Dorfmadchen in roten Bändern und hellfarbigen Ssarafanen, rot und weiß geschminkt. Auch die Burschen waren an diesen Tagen so ganz besonders schön gekleidet. Alle stellten sie sich dann in einem Kreis auf, und während sie den Reigen führten, sangen sie wunderbare Lieder. Der Tanz, die Kostüme, die festlichen Gesichter der Menschen

– das alles zeigte mir irgend ein anderes Leben – ein schönes, stolzes Leben – ohne Prügeleien, Zank und Trunksucht...

Ich war acht Jahre alt, als ich zu Weihnachten oder Ostern zum erstenmal den Jahrmarktclown Jaschka sah.

Jakoff Mamonoff war damals die ganze Wolga entlang berühmt, als Clown und als Fastnachtsnarr. Ein vierschrötiger, ällicher Mann mit spöttisch-bösen Augen im groben Gesicht und mit einem schwarzen Schnurrbart, der so dicht war, als hätte man ihn aus Guß gegossen, besaß « Jaschka » bis zur Vollkommenheit jenen schweren, plumpen Witz, der bis zum heutigen Tag Straßen und öffentliche Plätze beherrscht. Seine treffenden Späße, sein dreister Spott über das Publikum, seine donnernde, gebrochene und heisere Stimme – ja seine ganze Gestalt machten mir einen bezaubernden und überwältigenden Eindruck. Dieser Mann war in meinen Augen der furchtlose Beherrscher und Bändiger der Menschen, und ich war überzeugt, daß ihn alle Leute, selbst die Polizei und sogar der Prokurator fürchteten.

Ich schaute auf ihn mit offenem Mund, indem ich seine Scherze mir ins Gedächtnis zurückrief:

« Ach, du Bäschen, mit deinem stumpfen Näschen, komm zu mir, viel Naschwerk geb' ich dir! » schrie er in die Menge hinein, die vor der Schaubude stand.

Bezaubert von dem Straßenkünstler, stand ich vor der Bude, bis mir die Beine lahm wurden und es mir vor den Augen, ob all der Buntheit der Kostüme, flimmerte.

« Ja, das ist Glück, solch ein Mensch wie Jaschka zu sein! » schwärmte ich. Alle seine Künstler schienen mir Menschen von unversiegbarer Freude, Menschen, denen es ein Vergnügen war, den Hanswurst zu machen, zu scherzen und zu lachen. Oft sah ich, wie sie, wenn sie auf die Terrasse heraus traten, dampften wie eine Teemaschine, und es kam mir natürlich nicht in den Sinn, daß das ihr Schweiß war, der so dampfte, hervorgerufen durch eine teuflisch harte, qualvolle Anstrengung der Muskeln.

Ich wage es nicht, bestimmt zu sagen, daß eben dieser Jakoff Mamonoff es war, der mir den ersten Anstoß gab zu jener Sehnsucht nach einem Künstlerleben, die unbemerkt von mir in meiner Seele erwachte. Aber vielleicht habe ich doch diesem Menschen, der sich zur Freude der Menge hingegeben hat, mein frühes Interesse am Theater zu verdanken, an der « Vorstellung », die so wenig der Wirklichkeit ähnlich sieht. Bald erfuhr ich, daß Mamonoff – Schuhmacher war, und daß er

seine « Vorstellungen » mit seiner Frau, seinem Sohne und einigen Lehrlingen seiner Schuhmacherwerkstatt zu geben angefangen hatte. Aus ihnen setzte er dann seine erste Truppe zusammen. Das nahm mich noch mehr für ihn ein – nicht jeder versteht's vom Keller zu den Brettern einer Jahrmarktbude sich emporzuschwingen! Ganze Tage verbrachte ich bei den Buden und bedauerte es schrecklich, als die großen Fasten herannahten, Ostern und die Thomaswoche vorüberzogen. Dann war der Platz verwaist, man nahm das Leinwandzelt herunter, das dünne Holzgerippe wurde sichtbar und keine Menschen drängten sich mehr auf dem zerstampften Schnee, der mit Hülsen von Sonnenblumenkernen, mit Nußschalen, mit Papierchen von billigem Konfekt bedeckt war. Der Festtag war vergangen wie ein Traum. Noch vor kurzem lebte hier alles so laut und fröhlich, und jetzt – ist der Platz wie ein Kirchhof ohne Gräber und ohne Kreuze.

Noch lange nachher träumte ich ungewöhnliche Träume: ich sah irgendwelche lange Gänge mit runden Fenstern, darin märchenhaft – schöne Städte lagen, Berge, wunderbare Tempel, wie es sie in Kasan gar keine gibt, und eine Menge prächtiger Dinge, die man nur im Traume und in einem Panorama sehen kann.

\*

Wir zogen in die tartarische Ansiedlung, in ein kleines Zimmerchen über einer Schmiede. Durch den Fußboden konnte man hören, wie die Hämmer fröhlich und rhythmisch auf das Eisen und den Amboß schlugen. Auf dem Hofe wohnten Wagner, Equipagenbauer und der meinem Herzen so lieb gewordene Kürschner. Im Sommer pflegte ich in den Kutschen, die man zur Reparatur gebracht hatte, zu schlafen, oder in einer eben neu erbauten Karrosse, darin es so schön nach Saffian, Lack und Spiritus roch.

Der Kürschner war ein schwarzhaariger, schwarzäugiger Mann mit orientalischem Gesicht; er gab mir Arbeit. Ich mußte auf dem Dache allerlei Pelze zum Trocknen ausbreiten, sie dann mit dünnen, geschmeidigen Stäbchen klopfen, wofür er mir einen « Sechser » gab. Das war für mich ein großer Reichtum und ein unermessliches Glück. Für zwei Kopeken konnte ich ins Bad an den Kabansee, wo ich in der « adeligen » Abteilung so lange herumschwamm, bis ich vor Kälte blau wie eine Plötze wurde. Den Bruder und die Schwester durfte ich nicht mit ins Bad nehmen, sie waren noch zu klein. Der Bruder war ein lebhaftes Kerlchen, fröhlich und begabt, das Schwesterchen dagegen war

still und verträumt, und ich nannte sie Zimmerling. Mit dem Gelde, das ich verdiente, kaufte ich ihnen türkischen Honig, und wir schmausten gemeinsam, unsere jungen Zähne tief in die weiße, steinharte Masse bohrend. Es war lustig, wie das merkwürdige Zeug erst die Kiefer fest zusammenklebte, dann sich zäh dehnen ließ, wie Schuhwichse – und schließlich schmolz und den Mund mit milchiger Süßigkeit und Kreide füllte.

Ich erinnere mich an den lustigen Schmied – einen jungen Burschen. Er stellte mich an, den Blasebalg zu ziehen, dafür machte er mir kleine, eiserne Plättchen für das Knöchelspiel. Der Schmied trank keinen Schnaps, und er sang sehr schön; ich habe seinen Namen vergessen, aber er liebte mich sehr, und ich ihn auch.

Wenn der Schmied ein Lied anstimmte, dann pflegte zuweilen meine Mutter, die am Fenster saß und arbeitete, auch mitzusingen, und mir gefiel es schrecklich, daß zwei Stimmen so fein zusammen sangen. Da probierte ich einmal, mich ihnen anzuschließen und fing auch an leise mitzusingen, immer fürchtend, ich könnte sie aus dem Tone bringen. Aber der Schmied ermunterte mich:

« Leg los, Fedja, leg los! Sing – dann wird das Herz dir froh. Das Lied ist wie ein Vogel – laß es los, und es fliegt davon. »

Obwohl mir auch so schon froh ums Herz war, schien mir wirklich, wenn ich beim Angeln saß oder im Grase auf dem Felde lag und sang und dann verstummte, als lebte das Lied noch fort und flöge dahin.

Eines Tages – ich ging selten in die Kirche – spielte ich unweit der St. Bartholomäus-Kapelle an einem Samstag Abend. Ich trat in die Kirche, man hielt die Abendmesse. Auf der Schwelle hörte ich harmonischen Gesang. Ich schlängelte mich durch die Menschen hindurch in die Nähe der Sänger. Im Chor sangen Männer und Knaben. Ich bemerkte, daß sie alle linierte Blätter in den Händen hielten. Daß es zum Singen solche Noten gebe, hatte ich schon gehört, und hatte sogar bereits irgendwo solch liniertes Papier mit allerlei schwarzen Häkchen darauf gesehen, die man meiner Meinung nach unmöglich verstehen konnte. Hier aber bemerkte ich etwas schon völlig Verstandeswidriges: die Knaben hielten in der Hand wohl liniertes Papier, aber – es war rein – ohne schwarze Häkchen. Das gab mir viel, viel zu denken, ehe ich darauf kam, daß die Notenzeichen sich ja auf der Seite befänden, die dem Sänger zugekehrt war. So hörte ich zum erstenmal einen Chorgesang, und er gefiel mir außerordentlich gut.

Bald darauf zogen wir wieder nach der Ssukonn'schen Ansiedlung in die zwei kleinen Zimmerchen einer Kellerwohnung. Ich glaube es war am siebenten Tage, nachdem wir dort eingezogen waren, da hörte ich über meinem Kopf, bei uns im Hause, Kirchengesang. Gleich erfuhr ich dann auch, daß über uns ein Kantor wohne, und daß eben bei ihm geübt werde. Als der Gesang verstummt und die Sänger nach Hause gegangen waren, stieg ich mutig hinauf und frug dort einen Menschen, den ich in meiner Aufregung nicht einmal erkannte, ob er mich wohl auch als Sänger nehmen würde. Schweigend holte der Mensch eine Geige von der Wand und sagte:

« Zieh mal los, dem Bogen nach! »

Ich « zog » aufmerksam einige Noten, der Geige folgend, da sagte der Kantor: « Stimme ist da, Gehör ist auch da. Ich will dir einige Noten aufschreiben – die sollst du lernen! »

Er schrieb auf liniertem Papier die Tonleiter hin und erklärte mir, was ein « Kreuz » und ein « B » sei, und was die Schlüssel bedeuteten. Alles interessierte mich sofort sehr. Bald war ich in die Weisheit eingeweiht, und nach zwei Abendmessen verteilte ich schon den Sängern die Noten. Mutter freute sich sehr über meine Fortschritte, der Vater – blieb gleichgültig, äußerte aber doch die Hoffnung, wenn ich gut singen würde, so könnte ich vielleicht ein Rubelchen wenigstens im Monat als Zulage zu seinem mageren Gehalt verdienen.

Und so kam es denn auch: drei Monate lang sang ich unentgeltlich, dann aber setzte mir der Kantor ein Gehalt von – anderthalb Rubel im Monat an.

\*

Ich zählte etwa zwölf Jahre, als ich zum erstenmal ins Theater kam. Das geschah folgendermaßen: im geistlichen Chor, wo ich mitsang, war ein sehr sympathischer Jüngling – Pankratjeff. Er war schon siebzehn Jahre alt, sang aber immer noch im Diskant. Heute ist er Archidiakonus im Kloster zu Kasanj.

Nun, eines schönen Tages bei der Morgenmesse fragt mich Pankratjeff, ob ich ins Theater gehen möchte, er hätte eine Eintrittskarte zu 20 Kopeken übrig. Ich wußte, daß das Theater – ein großes steinernes Gebäude mit halbrunden Fenstern war. Durch das staubige Glas dieser Fenster guckte irgendwelches Gerümpel auf die Straße. In einem solchen Hause wird wohl kaum etwas vor sich gehen, das für mich interessant wäre, dachte ich.

« Und was gibt's denn dort? » fragte ich Pankratjeff.

« Russische Hochzeit, eine Nachmittagsvorstellung. »

Hochzeit? Ich hatte schon so oft an Hochzeiten gesungen, daß dieses Fest meine Neugier nicht mehr wecken konnte. Wenn es sich wenigstens um eine französische Hochzeit gehandelt hätte, das wäre schon interessanter gewesen. Aber ich kaufte Pankratjeff die Karte dennoch ab, wenn auch ohne große Lust.

Und da bin ich also im Theater, auf der Galerie. Es war ein Feiertag und viel Volk da. Ich mußte stehen, während ich die Hände gegen die Decke stemmte.

Voll Staunen guckte ich in den tiefen Schacht hinab, der den Wänden entlang von halbrunden Gebilden umgeben war, auf den dunkeln Grund guckte ich, wo Stühle in Reihen standen, zwischen welchen ein Menschenstrom hindurchzog. Auf dem Vorhang war das Bild: « Eine grüne Eiche steht am Meer mit goldener Kette daran, ein weißer Kater läuft Tag und Nacht an der Kette um die Eiche herum. »<sup>1)</sup> Das Orchester spielte. Plötzlich zuckte der Vorhang, hob sich, und alsobald erstarrte ich, ganz bezaubert. Vor mir belebte sich irgendein mir dunkel bekanntes Märchen. In wunderbar geschmücktem Zimmer gingen prächtig gekleidete Menschen hin und her, während sie so ganz besonders schön miteinander sprachen. Ich verstand nicht, was sie sagten. Ich war bis ins Tiefste der Seele von dem Schauspiel ergriffen, und weder mit den Wimpern zuckend, noch irgendetwas denkend, schaute ich auf diese Wunder hinab.

Der Vorhang fiel, ich aber stand immer noch da, bezaubert von einem Traum im wachen Zustand, von einem Traum, den ich nie geträumt, aber immer erwartet hatte, und auf den ich bis zum heutigen Tage noch warte. Die Leute schrien, stießen mich, gingen weg und kehrten wieder zurück, ich aber stand immer noch da. Und als das Schauspiel zu Ende war, und man die Lichter löschte, da wurde mir traurig ums Herz. Ich konnte gar nicht glauben, daß dieses Leben nun aus sein sollte. Mir waren Hände und Füße eingeschlafen. Ich erinnere mich, daß ich schwankte, als ich auf die Straße hinaustrat.

Nun begriff ich, daß das Theater unvergleichlich interessanter war, als Jaschka Mamonoff von der Jahrmarktbude. Es berührte mich merkwürdig, daß es draußen Tag war, und der bronzene Derschawin von der

---

<sup>1)</sup> Ein russisches Märchenbild.

untergehenden Sonne beschienen wurde. Ich ging wieder ins Theater zurück und kaufte mir eine Karte für die Abendvorstellung.

Am Abend wurde *Medea* gegeben. Paljtschikowa spielte sie, und den Jason – Streljskij. Diesmal hatte ich einen bequemeren Platz, ich konnte sitzen und stützte mich auf das Geländer. Ohne das Auge abzuwenden, schaute ich wieder hinab auf die Bühne, wo der vom Himmel heruntergeholte Mond leuchtete, wo Medea litt, während sie mit ihren Kindern floh, wo der schöne Jason hin und herlief. Auf all dies blickte ich mit buchstäblich offenem Mund. Und plötzlich – es war schon in der Pause – bemerkte ich, daß mir der Speichel aus dem Munde floß. Das machte mich sehr verlegen. Ich guckte vorsichtig nach meinen Nachbarn – hatten sie's wohl bemerkt? Es scheint nicht.

« Ich muß den Mund zumachen », sagte ich zu mir selbst.

Allein, als der Vorhang sich abermals hob, da öffneten sich mir die Lippen wieder, gegen allen meinen Willen. Nun hielt ich den Mund mit der Hand zu.

Das Theater hatte mir den Verstand genommen, mich fast unzurechnungsfähig gemacht. Als ich durch die leeren Straßen nach Hause ging, und gleichsam träumend sah, wie die Laternen einander zublinzelten, blieb ich immer wieder auf dem Trottoir stehen, rief mir all die wunderbaren Reden der Schauspieler ins Gedächtnis zurück und deklamierte sie, jeden einzelnen Schauspieler in Gebärde und Bewegung nachahmend.

« Wohl bin ich eine Königin – doch Frau und Mutter auch! » rief ich in die nächtliche Stille hinaus, zum größten Erstaunen der schläfrigen Vorübergehenden. Es kam vor, daß irgendein düster einherschreitender Passant vor mir stehen blieb und mich fragte:

« Was ist los? »

Verschämt lief ich dann davon, während er mir nachguckte und wahrscheinlich dachte: der Junge ist betrunken!

Zu Hause erzählte ich der Mutter, was ich gesehen hatte. Mich quälte der Wunsch, ihr auch nur den kleinsten Teil der Freude zu geben, die mein Herz erfüllte. Ich erzählte von Medea, von Jason, von Katharina aus dem « Gewitter », von der überraschenden Schönheit der Menschen im Theater, ich wiederholte ihre Reden, doch ich fühlte, daß dies alles die Mutter nicht interessierte, ihr unverständlich blieb.

« So, so », sagte sie leise, während ihre Gedanken sich mit eigenen Dingen beschäftigten.

Besonders gern hätte ich ihr von der Liebe erzählt, der Achse, um die sich die ganze gehobene, theatralische Welt drehte. Allein ich scheute mich aus irgendeinem Grunde, davon zu sprechen. Ja, es ging auch über meine Kraft, einfach und verständlich darüber zu reden. Ich verstand ja selber nicht, warum man im Theater von der Liebe so schön sprach, so gehoben und rein, während in der Ssukonn'schen Ansiedlung die Liebe doch etwas Schmutziges, Schamloses war, etwas, das nur böses Gespött hervorrief. Auf der Bühne führte die Liebe zu großen Taten – auf unserer Straße zu Maulschellen. Was ist denn das – gibt es denn zwei Lieben? Eine, die man zu den höchsten Gütern des Lebens zählt, die andere, die nur Ausschweifung und Sünde ist?

Selbstverständlich dachte ich damals nicht so eingehend über diese Widersprüche nach, allein ich konnte sie natürlich auch nicht übersehen. Sie sprangen einem zu sehr in die Augen und legten sich mir auf die Seele.

Bei aller Sehnsucht, der Mutter die Welt zu erschließen, die mich so bezaubert hatte, gelang mir dies doch nicht. Und endlich verstand ich ja auch selber das Allereinfachste nicht – warum es Jason und nicht Jakob ist, Medea und nicht Maria? Wo begibt sich dies alles, wer sind diese Leute? Was ist ein « goldenes Vließ », was Kolchis?

« So, so, » sagte die Mutter. « Du solltest aber doch nicht ins Theater gehen. Wirst wieder aus der Arbeit rauskommen. Der Vater sagt so schon immer, du tätest nichts. Es ist ja auch wahr, daß du ein Faulpelz bist! »

Ich arbeitete in der Tat nicht und lernte schlecht. Wenn ich den Vater fragte, ob ich ins Theater dürfe, ließ er mich nie gehen. Er sagte gewöhnlich:

« Als Hofknecht sollst du gehen, Schlitz, als Hofknecht und nicht ins Theater. Hofknecht mußt du werden, dann hast du dein Stück Brot, du Rindvieh! Was ist aber am Theater Gutes? Ein Handwerker wolltest du ja nicht werden, so wirst du mal im Gefängnis verfaulen. Sieh, wie die Handwerker leben: sind satt, haben Kleider und Schuhe... »

Ich hatte meistens Handwerker gesehen, die zerlumpt, barfuß, halbausgehungert und betrunken waren, und glaubte deshalb dem Vater nicht.

« Ich arbeite doch, kopiere ganze Seiten », erwiderte ich. « Wieviel ich schon geschrieben habe... »

Er aber drohte:

« Wenn du fertiggelernt hast, werd' ich dich schon an irgendeine Arbeit anspannen. Das sollst du wissen, du Lümmel. »

Indessen erfüllte mich das Theater immer mehr, und immer öfter verheimlichte ich von dem Geld, das ich mit dem Singen verdiente. Ich wußte, daß dies nicht recht war, doch mir war's sogar schon unmöglich, allein ins Theater zu gehen. Ich mußte meine Eindrücke mit jemand teilen.

So fing ich denn an, einen der Kameraden mitzunehmen, indem ich ihm ein Billett kaufte. Öfter als alle andern nahm ich Michajloff mit. Er war auch vom Theater sehr begeistert, und in den Pausen diskutierten wir lebhaft, kritisierten das Spiel der Schauspieler und forschten nach dem Sinn der Stücke.

Da kam auch noch die Oper zu uns, und die Eintrittskarten wurden um 30 Kopeken erhöht. Die Oper versetzte mich in die größte Verwunderung: als Sänger war ich natürlich nicht darüber erstaunt, daß Menschen singen – und zwar nicht einmal sehr verständliche Worte – ich sang ja selbst an Hochzeiten allerlei Lieder – nein, ich staunte darüber, daß es ein Leben gab, wo Leute über alles sangen und nicht sprachen, wie das in den Straßen und Häusern von Kasan üblich war. Dieses singende Leben mußte mich ja verblüffen. Außergewöhnliche Menschen, außergewöhnlich aufgeputzt sangen, wenn sie etwas fragten, sangen zur Antwort, sangen, wenn sie dachten, zornig wurden, beim Sterben, sie sangen sitzend, stehend, im Chor, im Duett und auf alle Art!

Solche Sitte des Lebens verblüffte mich und gefiel mir schrecklich.

« Mein Gott, » dachte ich, « wenn das doch überall so wäre, wenn alle sängen – auf der Straße, im Bad, in den Werkstätten! »

Zum Beispiel, da sänge der Meister:

« Fedjka, die Za-ange! »

Und ich antwortete ihm:

« Bi-i-itte, Nikolaj Jewtropytsch! »

Oder wenn der Bäcker im Baß laut anstimmte, während er einen Kunden am Kragen packt:

« Gleich schlepp ich dich zur Polizei-ei! »

Der aber im Tenörchen zetert:

« Ich bitte Sie, ich bitte Sie, Ka-mera-ad! »

Und von solchem prächtigen Leben träumend, fing ich auch in Wirklichkeit an, den Alltag in eine Oper zu verwandeln: der Vater sagt:

« Fedjka, Kwas her! »

Ich aber antworte ihm im Diskant, auf den höchsten Tönen:

« Gleich bring ich i-ihn! »

« Was brüllst du », fragt er.

Oder dann singe ich:

« Papachen steh a-auf, Tee trinke-en! »

Er guckt mich mit großen Augen an und sagt dann zur Mutter.

« Hast du's gesehen! Da, so weit bringen ihn die Theater! »

Das Theater wurde mir schließlich unentbehrlich, und die Zuschauerrolle, der Platz auf der Galerie befriedigte mich schon nicht mehr, ich wollte hinter die Kulissen, wollte erfahren, woher man den Mond nimmt, wohin die Leute fallen, woraus man so schnell Städte baut, Kostüme macht, und wohin nach der Vorstellung dieses ganze bunte Leben verschwindet?

Schon verschiedene Male hatte ich es versucht, mich in dieses Reich der Wunder einzuschleichen – allein irgend welche wütende Menschen hatten mich stets mit Schlägen wieder fortgejagt. Aber eines Tages erreichte ich doch mein Ziel – ich öffnete eine kleine Tür und befand mich plötzlich auf einer dunkeln, schmalen Treppe, darauf allerlei Zeug rumlag – zerbrochene Rahmen, Stücke Leinwand. Da ist er – der Weg zum Wunderland!

Mich zwischen diesem Gerümpel hindurchschlängelnd, stand ich plötzlich auf der Bühne, inmitten teuflisch verwickter Seile, Segel, Maschinen. Alles dies bewegte sich, schaukelte, knackte. In diesem Gewirr aber huschten Leute mit Äxten in den Händen hin und her und riefen einander etwas zu. Wie eine Maus kroch ich zwischen ihnen hindurch, trat auf die Bühne vor die Kulissen und stand auf einmal wie im Traum – mitten in einer Schar von Rothäuten, Spaniern, Zimmerleuten und struppigen Menschen mit Schreibheften in den Händen. Obschon Indianer und Spanier genau wie die Zimmerleute russisch sprachen, so büßten sie für mich nichts von ihrem Zauber ein. Ich betrachtete die bemalten Gesichter und grellen Kostüme mit dem größten Entzücken. Hier mitten unter diesen Leuten drückten sich auch richtige Feuerwehrmänner mit Messinghelmen herum und über meinem Kopf, auf dem Gebälk, exerzierten mit großem Geschick irgendwelche Menschen, die mich an den Jahrmarktjongleur Jakoff Mamonoff erinnerten. Alles das machte auf mich einen märchenhaften Eindruck, unvergeßlich in alle ewigen Zeiten...

Ich hatte einen Bekannten – Kamenskij – ein junges Bürschchen von ungefähr 17 Jahren, er war sehr theaterfreudig. Er spielte kleine Rollen in den Vorstellungen auf der Sommerbühne des Panajew'schen Gartens. Eines Tages sagte er mir:

« Da ist eine ausgezeichnete Gelegenheit für dich, auf die Bühne zu kommen. Unser Regisseur ist zwar streng, aber jungen Leuten wohlgesinnt. Frag ihn an! »

« Aber ich kann doch nicht spielen! »

« Schadet nichts! Versuch's mal! Vielleicht gibt man dir eine Rolle von zwei, drei Worten. »

Ich begab mich zum Regisseur und er trug mir sofort die Rolle des Gendarmen an im Stück « Gendarm Roger ». In diesem Stück werden Diebe und Landstreicher dargestellt. Die spielen in einem fort allerlei schlaue Streiche, der Gendarm Roger muß sie dann einfangen, erwischt sie aber nicht. Nun, diesen ungeschickten Gendarmen zu spielen hat man also mich beauftragt. Ich versank in den Zustand eines heiligen, ununterbrochenen Schauers vor Freude und vor dem Bewußtsein der Verantwortung, die auf mir lag.

Zu den Proben sollte man um 11 Uhr morgens erscheinen, ich aber mußte zu dieser Zeit auf der Kanzlei sein, an meiner Arbeit. Natürlich stellten sich infolgedessen bei mir Kopfschmerzen ein. Ich schnitt das Gesicht eines Menschen, der unausstehliche Schmerzen leidet und bat den Buchhalter:

« Fjoder Michajlowitsch, mir tut der Kopf schrecklich weh, lassen Sie mich nach Hause gehen! »

Der Buchhalter hatte dunkelbraune Augen. Die Brillengläser vergrößerten sehr ihren Umfang und ihre Strenge. Er schaute mich einige Sekunden schweigend und verächtlich an, und nachdem mich sein Blick vernichtet hatte, sagte er mir spitz, als steche er mich mit einer Nadel:

« Geh! »

Ich ging mit dem Gefühl, daß er an meine Schmerzen nicht glaube, doch für alle Fälle rieb ich mir die Stirn und beeilte mich gar nicht. Damit man aber nicht sehe, nach welcher Seite ich ging, so duckte ich mich unter den Fenstern des Verwaltungsgebäudes vorbei, indem ich mich in drei Teile zusammenklappte.

Im Panajew'schen Garten war's lustig. Auf den Bäumen hüpfen Vögel. In den kleinen Fußwegen promenierte wie stolze Königinnen die Schauspielerinnen, sie lachten und scherzten. Mit einigen von ihnen

war ich bereits bekannt und schrieb ihnen sogar die Rollen ab, worauf ich sehr stolz war.

Ich war krankhaft schüchtern, aber an den Proben, unter Bekannten, gewöhnlich angekleideten Menschen und hinter dem herabgelassenen Vorhang arbeitete ich dennoch, begriff irgendwie meine Rolle, und bewegte mich einigermaßen.

Und nun kam der ersehnte Abend. Ich war als erster in den Garten gekommen, kroch sogleich in die Ankleidekammer, zog die Uniform aus grünem Kattun an mit roten Revers und Aufschlägen, ebenfalls aus Kattun, strupfte die Flanellhose, die man sämisch nannte, auf die Beine, zog die Schäfte aus Wachstuch über die Stiefel, schmierte mir das Gesicht mit allerlei Farben an, und trotz all dem gefiel ich mir nicht besonders gut. Das Herz hüpfte mir unruhig im Leibe herum, und auf die Beine war kein Verlaß.

Die Vorstellung begann. Ich vermag nicht zu sagen, was ich an jenem Abend empfand. Eine Reihe unangenehm qualvoller Gefühle ist alles, was mir im Gedächtnis geblieben ist. Das Herz schien sich loszureißen und irgendwohin abzustürzen, etwas stach und schnitt es. Ich erinnere mich, wie man die Kulissentür öffnete und mich auf die Bühne stieß. Ich wußte ausgezeichnet, daß ich nun gehen, sprechen, leben sollte. Allein es zeigte sich, daß ich dazu vollständig unfähig war. Meine Füße wuchsen in den Boden hinein, die Arme blieben an den Seiten kleben, und die Zunge schwoll auf, füllte mir den ganzen Mund aus und wurde zu Stein. Ich vermochte kein Wort auszusprechen, konnte keinen Finger rühren. Hinter mir aber in den Kulissen hörte ich verschiedene Stimmen zischen:

« So sprich doch, du Teufelskerl, sag doch etwas! »

« Verdammte Fratze, sprich! »

« Gebt ihm eins an den Nacken! »

« Stoßt ihn mit irgend etwas! »

Vor meinen Augen drehte sich alles; vielstimmig lachte es aus irgend einem mächtigen tiefen Rachen. Die Bühne schwankte. Ich hatte die Empfindung, als verschwinde ich und sterbe.

Der Vorhang ging herunter, ich aber stand immer noch regungslos da, stand wie versteinert, bis der Regisseur, dürr und lang und weiß vor Zorn mich anfang zu schlagen, indem er mir die Gendarmenuniform vom Leibe riß. Die wachstuchenen Kanonentiefel fielen wie von selbst von meinen Füßen, und schließlich wurde ich im bloßen Unterzeug aus dem Garten gejagt. Eine Minute drauf flog meine Jacke und alles Übrige

mir nach. Ich schlich in einen entlegenen Winkel des Gartens und kleidete mich dort an, kroch dann über den Zaun und ging auf's Geratewohl davon. Ich weinte.

Schließlich landete ich im Archangelsk-Viertel bei Kaminskij; ohne zu essen blieb ich bei ihm in irgendeinem Schuppen zwei Tage versteckt, aus Furcht, auf die Straße zu gehen. Mir schien, als wüßte die ganze Stadt, alle, sogar die Weiber, die auf dem Hofe Wäsche aufhängten, wie ich mich blamiert, und wie man mich durchgeprügelt hatte.

Endlich entschloß ich mich, nach Hause zu gehen und erst unterwegs fiel es mir plötzlich ein, daß ich ja drei ganze Tage nicht mehr zur Arbeit gegangen war. Zu Hause fragte man mich aus, wo ich gesteckt hätte. Ich log etwas zusammen, aber die Mutter sagte traurig:

«Wahrscheinlich wird man dich von deiner Stelle wegjagen, der Hauswart ist hier gewesen, und hat nach dir gefragt.»

Am nächsten Tag ging ich dennoch auf die Kanzlei und fragte den Hauswart Stepan, wie es mit meiner Sache stehe.

«Ja, hier hat man schon einen andern an deine Stelle genommen», sagte er.

Ich blieb ein Weilchen bei ihm unter der Treppe sitzen, dann ging ich nach Hause. — —

\*

Ich bin nun wieder bei Mamontoff<sup>1)</sup>. Meine erste Vorstellung *Das Leben für den Zaren* regte mich sehr auf. Wie, wenn ich auf einmal das Vertrauen meiner Freunde und die Hoffnung des Direktors nicht rechtfertige?

Am nächsten Tage schrieb ein damals angesehener Theaterkritiker S. Kruglikoff in seiner Rezension:

«Im Ssalodownikoff'schen Theater ist, wie es scheint, ein interessanter Schauspieler aufgetaucht. Seine Wiedergabe der Rolle „Ssussanin“ war sehr neu und eigenartig. Der Schauspieler hatte beim Publikum, das leider nicht zahlreich war, großen Erfolg.»

Diese Notiz wirkte. Bei den nächsten Vorstellungen von «Das Leben für den Zaren» erschien das Publikum immer zahlreicher.

Der Mephisto in *Faust* sollte gesungen werden. Ich sagte Mamontoff, daß die Rolle des Mephisto, wie ich sie bis dahin gespielt hatte, mich nicht befriedige. Ich sehe diese Gestalt anders, in einem andern Kostüm

---

<sup>1)</sup> Großer Förderer der russischen Kunst.

und in einer andern Maske, und möchte gerne von der Theatertradition abweichen.

« Um Gottes Willen! » rief Mamontoff aus, « was wollen Sie denn eigentlich machen? »

Ich erklärte ihm alles. Wir begaben uns in Avanzo's Kunsthandlung, sahen dort alle vorhandenen Illustrationen zu Mephisto durch, und ich blieb bei der Gravüre Kaulbachs stehen. Wir bestellten das Kostüm. Am Tage der Vorstellung kam ich ganz früh ins Theater, suchte lange nach einer zum Kostüm passenden Maske, und schließlich fühlte ich, daß ich etwas gefunden hatte, das dazu harmonierte.

Als ich auf die Bühne trat, da war mir, als hätte ich einen andern in mir entdeckt, ein in den Bewegungen freies Ich, das seine Kraft und seine Schönheit fühlte. Ich war damals jung, beweglich, elastisch, und meine Figur paßte besser als heute zur Gestalt des Mephisto. Ich spielte und freute mich selbst, wie mir alles so frei und natürlich gelang. Mein Erfolg war außergewöhnlich. Am nächsten Tage schrieb S. Kruglikoff:

« Der gestrige Mephisto in der Darstellung Schaljapins war vielleicht nicht vollkommen, aber auf alle Fälle so interessant, daß ich in Zukunft keine einzige Vorstellung auslassen werde, in der dieser Künstler auftritt. »

Der Ton der Rezension war ernst und glich so gar nicht dem der gewöhnlichen Theaterberichte.

S. I. Mamontoff sagte mir:

« Fedjenka, jetzt können Sie im Theater tun, was Sie wollen! Brauchen Sie Kostüme, so sagen Sie es mir, und Sie bekommen Kostüme. Und wenn Sie eine neue Oper bringen wollen, dann bringen wir die Oper! »

Alles dies kleidete meine Seele in ein Festtagsgewand, und zum erstenmale im Leben fühlte ich mich frei, stark und fähig alle Widerwärtigkeiten zu besiegen.

\*

Ich sprach bereits davon, daß die Oper, so wie sie ist, mich nicht befriedigte. Ich sah, wie Dargomyschskij in *Russalka* gewissen Motiven offenkundig eine Wendung ins Dramatische gab, im Bestreben, Oper und Drama zu einer Einheit zu verschmelzen, ich sah aber auch, wie im Gegensatz dazu Sänger und Regisseure in der Oper stets das lyrische Moment auf Kosten des dramatischen unterstrichen und so der Oper Seele und Kraft nahmen.

« Was ist die Oper? » pflegte verächtlich Daljskij zu sagen. « In der Oper kann man keinen Shakespeare spielen! »

Dies glaubte ich nicht. Weshalb sollte man es nicht können?

Gleichzeitig bemerkte ich, wie scharf sich Rymiskij-Korsakoffs Opern von *Rigoletto*, *Traviata*, *Fra Diavolo* und sogar von *Faust* abhoben. Aber dies alles mir klar zu machen, exakt die Anforderungen zu umschreiben, das vermochte ich noch nicht. Ich fühlte, daß ich irgendwo zwischen zwei Stühlen saß.

Jetzt, da Mamontoff mir erlaubt hatte, frei zu arbeiten, fing ich gleich an, alle Rollen meines Repertoires zu vervollkommen: Ssussanin<sup>1)</sup>, den Müller<sup>2)</sup>, Mephisto und andere mehr.

Niemand störte mich, niemand schlug mich auf die Hände mit der Bemerkung, ich mache nicht die richtigen Gesten, niemand paukte mir ein, wie Petroff und Melnikoff dies und das spielten. Es war mir, als fielen Ketten von meiner Seele.

Allmählich weitete sich mein Bekanntenkreis unter den Künstlern. Einmal kam D. W. Poljenoff zu mir hinter die Kulissen und entwarf mir liebenswürdig eine Kostümskizze zu Mephisto, indem er einige Fehler daran verbesserte. Im Theater und bei Mamontoff pflegten ständig Sseroff, Wrubel, W. W. Wasnjezoff, Jakuntschikowa und Archipoff<sup>3)</sup> zu verkehren. Am besten gefielen mir Wrubel, Korowin und Sseroff.

Anfänglich schienen diese Menschen mir eben so zu sein, wie alle andern, bald jedoch bemerkte ich, daß jeder einzelne von ihnen, wie sie auch alle gemeinsam, etwas Besonderes an sich hatten. Sie sprachen kurz, abgerissen und mit irgendwelchen besonderen Worten.

«Mir gefällt bei dir,» sagte Sseroff zu K. Korowin, «der Bleiton im Hintergrund und dies...»

Und während er zwei Finger zusammenpreßte, den Daumen und den Zeigefinger, zeichnete er in der Luft eine Kontur, und ich begriff, ohne das Bild von dem gesprochen wurde, gesehen zu haben, daß es sich um Tannen handelte. Mich erstaunte die Fähigkeit dieser Leute, mit wenigen Worten und zwei, drei Bewegungen den genauen Begriff von Form und Gestalt zu geben.

Sseroff verstand es besonders meisterhaft, vermitteltst Gesten und kurzen Wörtchen ganze Bilder zu entwerfen. Dem Aussehen nach war er ein ernster, trockener Mann. Ich hatte anfangs sogar immer etwas Furcht vor ihm, doch bald sah ich, daß er ein Spaßmacher war, ein

<sup>1)</sup> Hauptrolle der Oper *Das Leben für den Zaren* von Glinka, auch unter dem Titel *Iwan Ssussanin* bekannt.

<sup>2)</sup> in *Russalka* (die Nympe) von Dargomyschskij — nach einem Gedicht Puschkins.

<sup>3)</sup> Bedeutende russische Maler.

fröhliches, äußerst aufrichtiges Geschöpf. Er konnte auch Derbheiten sagen, doch fühlte man stets dahinter sein gutmütiges Verhältnis zum Menschen. Einmal erzählte er von den Droschkenkutschern, die beim Passionskloster stehen. Dabei war ich überrascht, wie dieser schwerfällige Mann auf dem Stuhle sitzend, den Kutscher so getreu und richtig nachahmte und wie wunderbar er die Worte wiedergab:

« Ein Fährchen? Sechs Rubelchen! »

Ein andermal, als er Korowin seine Studie zeigte – ein Zaun mit ein paar Weiden – deutete er auf einen Fächer aus irgendwelchen grauen Punkten und klagte:

« Dies Ding da, der Teufel soll's holen, ist mir nicht gelungen. Ich wollte, weißt du, Spatzen zeichnen, die plötzlich auffliegen... frrr! »

Dazu machte er eine eigenartige Bewegung mit allen Fingern, und es wurde mir sofort klar, daß gerade « dies Ding da » bei ihm wirklich nicht herausgekommen war.

Diese geschickte Art der Künstler, so sicher und richtig kleine Stücke aus dem Leben zu erfassen, begeisterte mich sehr. Sseroff erinnerte mich an I. F. Gorbunoff, der einzig durch die Phrasierung und Mimik einen ganzen Chor von Sängern mitsamt ihrem betrunkenen Dirigenten darstellen konnte. Und indem ich ihnen zuschaute, trachtete auch ich darnach, im Leben wie auf der Bühne immer ausdrucksvoller, plastischer zu werden. Mein Repertoire erschien mir jetzt abgeleiert, uninteressant, obgleich ich mit der Arbeit daran fortfuhr, stets bedacht, jeder Rolle etwas Neues zu geben. Ich wußte, daß Rimskij-Korssakoff eine Oper *Das Mädchen von Pschoff* geschrieben hatte, als ich aber vorschlug, sie aufzuführen, um darin die Rolle von Iwan dem Schrecklichen zu spielen, da zeigte sich das ganze Theater und sogar Mamontoff meinem Vorschlag gegenüber sehr skeptisch. Aber er protestierte wenigstens nicht gegen meine Wahl, die sich fürs Theater wie für mich als glücklich getroffen erwies. Ich war damit auf das Stück gestoßen, das mir die Möglichkeit bot, Lyrik und Drama zu vereinigen.

Allein, als ich anfang die Oper aufmerksamer zu studieren, da flößte sie mir Angst ein; mir schien alles darin sehr schwer zu sein, zu hoch für meine Kraft. Ja, auch auf das Publikum wird sie, so dachte ich, wahrscheinlich gar keinen Eindruck machen: die Oper hatte weder eine Arie, noch ein Duett, noch ein Trio für mich, nichts von all dem, was die Tradition heischt. Zu jener Zeit hatte ich noch nicht einen so ausgezeichneten Lehrer wie W. I. Kljutschewskij, mit dessen Hilfe ich die Rolle des Boris Godunoff studierte. Ich mußte mir die Belehrungen der

Künstler zu Nutze machen, die mir dies und jenes gerne erklärten und mir einigermaßen das Verständnis für die Epoche und den Charakter des Zaren Iwan erschlossen.

Doch wie groß war mein Entsetzen, als ich die Oper zu leiten anfang, und voll bitterer Enttäuschung mich davon überzeugen mußte, daß die Rolle des « Grausamen » mir gar nicht lag.

Ich wußte, daß Iwan ein Frömmeler war, daher sprach ich seine Worte: « Soll ich hier eintreten oder nicht? » die er auf der Schwelle des Hauses Tokmakoff sagt, und mit welchen die Oper beginnt, leise, demütig und giftig aus. Im selben Ton führte ich dann die Rolle auch weiter. Und da senkte sich auf die Bühne eine Langeweile und eine Trübseligkeit, wie man sie sich nicht vorstellen kann. Das fühlte ich, und das fühlten auch alle meine Kollegen. Bei der zweiten Probe ging die Geschichte nicht besser. Ich zerriß die Noten, schlug etwas zusammen, stürzte in die Garderobe und fing dort vor Verzweiflung zu weinen an. Da kam S. I. Mamontoff, klopfte mir auf die Schulter und riet mir freundschaftlich:

« Lassen Sie doch diese Nervositäten, Fedjenka! Nehmen Sie sich doch zusammen und schreien Sie mal Ihre Kollegen an. Ja, und probieren Sie einmal, den ersten Satz ein bißchen lauter zu sagen! »

Da begriff ich plötzlich meinen Irrtum. Jawohl, Iwan war ein Frömmeler, aber er war doch auch der « Grausame ». Indem ich auf die Bühne sprang, änderte ich den Ton der Rolle und fühlte, daß ich nun das Rechte getroffen hatte. Alles belebte sich. Die Schauspieler antworteten mir auf meinen « grausamen » Ton und änderten auch ihre Stellung zur Rolle.

Um Iwans Gesicht zu finden, besuchte ich die Tretjakoffsche Galerie und sah mir dort die Bilder von Schwarz und Rjepin an und die Skulptur Antokoljskijs. Dies befriedigte mich nicht. Da sagte mir jemand, daß der Ingenieur Tschokoloff ein Bild von Iwan dem Grausamen besitze, eine Arbeit des Malers W. Wasnezoff. Ich glaube, dieses Bild ist bis heute der Öffentlichkeit unbekannt. Es machte auf mich einen großen Eindruck. Iwans Gesicht ist da im dreiviertel Profil dargestellt. Der Zar schaut mit feurigem, finsterem Auge irgendwohin zur Seite.

Aus einer Verschmelzung alles dessen, was mir Rjepin, Wasnezoff und Schwarz gegeben hatten, schuf ich nun eine ziemlich gut gelungene Maske und eine nach meiner Ansicht richtige Gestalt.

Die Oper ward, glaube ich, im Jahre 74 geschrieben, wurde aber 1897 zum erstenmal aufgeführt. Es ist begreiflich, daß das Publikum sie nicht kannte, und als ich auf die Bühne geritten kam, erwarteten alle, daß ich zu singen anfangen würde. Doch der Vorhang fiel, ohne

daß jemand einen Ton gesungen hätte. Trotz diesem Mißverständnis, das durch die stumme Szene beim Publikum entstanden war, applaudierte dieses freundschaftlich und herzlich, so daß man den Vorhang einige Male hochziehen mußte.

*Das Mädchen von Pskoff* hatte entscheidenden Erfolg und wurde gegen fünfzehn Mal in jener Saison wiederholt. Auch Mamontoff war begeistert von der Oper, obgleich er ein heißer Verehrer der italienischen Musik war. In seinem Hause sangen die berühmtesten Sänger: Masini, Tamagno, Maria van Zandt.

\*

Im Sommer 1898 lud mich T. S. Ljubatowitsch auf seinen Sommersitz im Gouvernement Jaroslaw. Dort machte ich mich zusammen mit S. W. Rachmaninoff, unserem Regisseur, an das Studium von *Boris Godunoff*. Rachmaninoff hatte damals eben das Konservatorium beendet. Er war ein lebhafter, fröhlicher und geselliger Mensch. Als ausgezeichnete Künstler, großer Musiker und Schüler Tschajkowskij's ermunterte er mich ganz besonders Mussorgskij und Rymkij-Korsakoff zu studieren. Er machte mich mit den Elementarregeln der Musik bekannt und führte mich sogar in die Harmonielehre ein. Er gab sich überhaupt Mühe, mich musikalisch zu erziehen.

*Boris Godunoff* gefiel mir dermaßen, daß ich mich nicht damit begnügte, nur meine Rolle zu lernen, ich sang die ganze Oper, alle Rollen, männliche und weibliche, von Anfang bis zu Ende. Als ich erkannte, wie nützlich solch eine vollständige Beherrschung der Oper ist, fing ich an, auch alle andern Opern so zu lernen – ganz durch, sogar diejenigen, die ich früher gesungen hatte.

Je tiefer ich in die Oper Mussorgskij's eindrang, desto klarer wurde mir, daß man in der Oper auch Shakespeare spielen kann. Das hängt bloß vom Verfasser der Oper ab. Sehr überrascht war ich, als ich mit Mussorgskij's Biographie bekannt wurde. Ich erinnere mich, daß mir dabei sogar grausig zu Mute wurde. Solch herrliches, originelles Talent und in Armut leben, um schließlich in einem schmutzigen Krankenhaus am Alkohol zu sterben! Doch später erfuhr ich, daß er nicht das erste große russische Talent war, welches auf diese Weise sein Leben beschlossen hatte, und – mit eigenen Augen habe ich mich davon überzeugt, daß – zu unserer Schande sei es gesagt – Mussorgskij auch nicht der letzte geblieben ist.